

Avas Hand : eine Ergänzung zum Isis-/Freyja- /Verena-Kult

Autor(en): **Wyss, Verena**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Badener Neujaersblätter**

Band (Jahr): **72 (1997)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-324555>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Avas Hand

Eine Ergänzung zum Isis-/Freyja-/Verena-Kult

Verena Wyss (Text) und Reto Lanzendörfer (Fotos)

Es muss gestern gewesen sein. Sie war weggelaufen aus der Garderobe, dem Nebenraum zur Ausstellung, sie wollte die neugierigen Blicke der ihr so fremden Menschen nicht ertragen. Auf der obersten Stufe dieser Steintreppe, der Schwelle zur Felskapelle, hatte sie innegehalten, sich umgedreht. Hier hatte sie zurückgeblickt zum glitschigen Weg, den sie heruntergekommen war, schräg durch den Wald. Sie hatte die kleine Schlucht ins Auge gefasst, den Felskessel, an dessen nasen grauen Wänden fahlblaue Schatten wie zerfetzte Tücher zu kleben schienen, kulissenhaft. Reglos in Schwärze der gestaute Bach, unwirklich der kunstvoll angelegte Spazierweg, das Brücklein, der wuchtige Torbogen aus gelbem Stein, der nirgendwohin führt, die Wiese bläulich mit versteinerter Hütte, Bauerngärtlein, Grabhügelchen, surreal ein schwarzer Obelisk. Das Wetter war zu kühl, die Tageszeit hier hinten in der Schlucht zu spät für Besucher, Hunde, Spaziergänger, Jogger. Sie hatte gefröstelt und den Reißverschluss der wattierten schwarzen Regenjacke hochgezogen, hatte die Hände in den Seitentaschen vergraben, hatte mit der linken Hand das Lederfutteral des schmalen Dolchs gefühlt, den glattpolierten Horngriff.

Wie sehr sie diese Stimme hasste, die über die Lautsprecheranlage in ihre Ohren hämmerte, als sie wartend in der trostlos leeren Garderobe sass, in den Monitor starrte, heftig einen Kaugummi kaute. Auf dem Bildschirm sah sie den redenden Mann, schnauzbärtig, beleibt, in auffälligem weissen Jackett mit schwarzer Fliege. Wie konnte er von der Intimität der körperlichen Begegnung im Bild so reden, als wäre er dabeigewesen. Es war doch ihr Körper, um den es ging. Hinter den Menschen waren die Aufnahmen recht gut zu sehen, eine neben der andern. Sogar im Monitor waren sie eindeutig, ihr nackter Körper ganz, Teile davon, ihre Brüste, ihr Bauch, ihre Schenkel, immer wieder das Gesicht. Jede einzelne war schwarz umrandet, unter Glas, weiss gerahmt.

Sie war wütend auf ihn und verstand nicht alles, was er sagte. Niemand konnte wissen, von welchem Teil er redete, wenn er von der Ideallinie sprach, von der Tiefen-



perspektive ins Unendliche, vom Goldenen Schnitt und seinen Entsprechungen in der Moderne. Natürlich erwähnte er ihre braune Hautfarbe im Zusammenhang mit der Mentalität eines Orts, der schon immer offen gewesen sei für Fremde, sprach vom Akt der Begegnung mit der Fremden in uns, einer Perspektive.

Der Fotograf war auf dem Bildschirm zwischen den Menschen nicht auszumachen, sie wollte auch gar nicht weiter nach ihm suchen. An seinem Gesicht gab es nichts auszusetzen, er war ruhig und höflich, sein Zimmer war entsprechend sauber gewesen. Auf die Minute genau eine Stunde hatte sie ihm für seine Bilder zur Verfügung gestanden, für gutes Geld.

Preisgegeben ihr Körper, preisgegeben das Gesicht. Das jetzt war im Honorar nicht inbegriffen. Er würde gleich kommen, sie in diese Vernissage der Ausstellung zu holen, so war es abgesprochen, sie gehöre doch dazu. Er meinte es nicht beleidigend. Die Menschen, die sie alle nicht kannte, die sie unter andern Umständen nicht bemerkten, sähen sie an, begutachteten sie, Fleisch. Sie würden sich beeinträchtigt fühlen, da sie jetzt bekleidet wäre, ihr braunes Gesicht wirkte auf sie nackt.

Schon hatte sie die Regenjacke übergezogen. Natürlich war es richtig gewesen, hier in diesem reichen Land Geld zu verdienen. Leise war sie die Hintertreppe hinuntergeschlichen, hatte sich davongemacht. Dann war sie gelaufen.

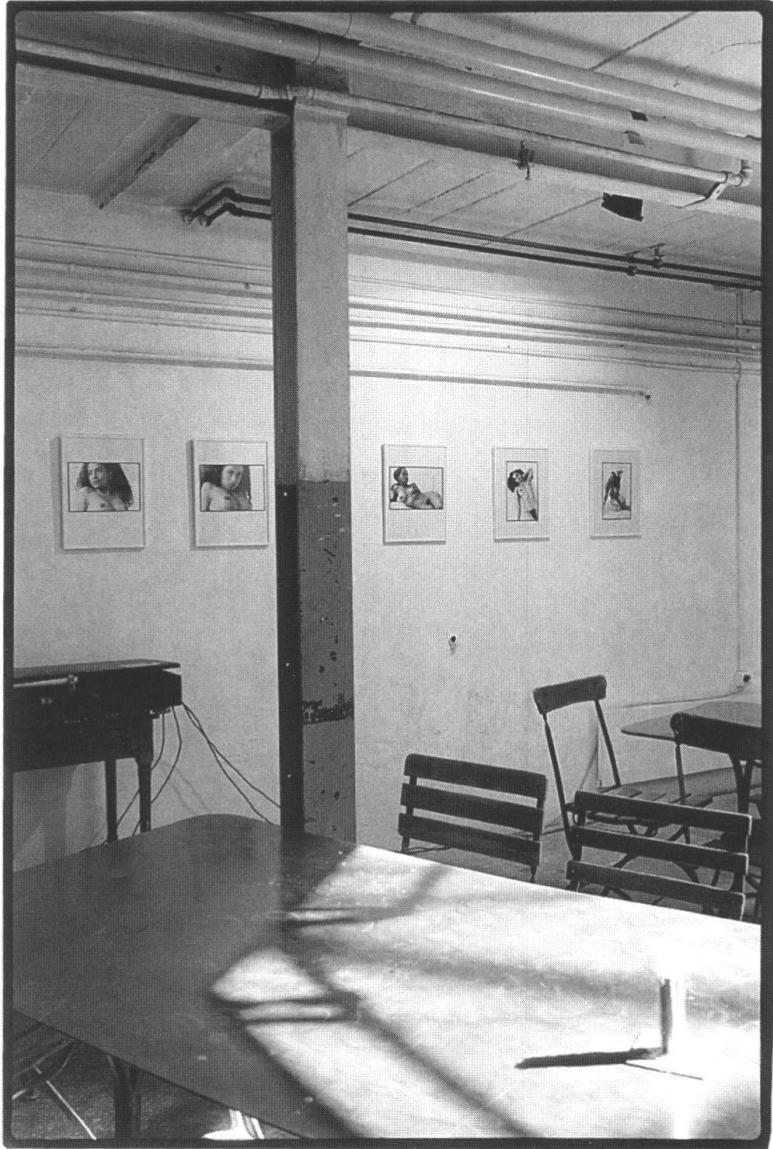
Auf dieser Stufe stehend hatte sie tief durchgeatmet.

Das war der Ort der Fremden; ohne zu denken in die Schlucht gelaufen zu sein, in diese aus den Zeiten gefallene, in den Hügelzug geschnittene, gespülte, ausgehöhlte, weich pulsierende, quellende Spalte.

Ein Ort, an dem Avas Nähe spürbar sein musste, Ava wüsste. Sie hörte die beruhigende leicht brüchige Stimme der Grossmutter, wie sie vom Atem der Erde spricht, die ein Lebewesen ist, vom Einatmen am Morgen, dem Ausatmen nachts, in der Drehung die Erde umrundend und davon, dass wir in unseren Träumen mit diesem Ausatmen weit hinausgetragen werden in den Sternenhimmel. Noch war es Tag.

Sie würde zu Ava zurückfliegen, morgen; fast um die halbe Erde weit.

Auf die drei übergrossen schlafenden Steinapostel im Fels blickend, versuchte sie ruhiger zu atmen, starrte auf die grosse rötliche Zehe des Jakobus. Sie erinnerte sich an eine jener Geschichten, die Ava erzählt hatte, jene Sage von der afrikanischen Göttin des weissen Tempels am blauen Fluss, die auf der Suche nach ihrem gestohlenen Halsband aus Sternensteinen durch die Schlucht ins Berginnere gelangen musste. Die Göttin schlief mit den drei Bergriesen, die das Tor bewachen



sollten, was ihr Spass machte. Die Riesen wurden zu Kalkstein, weil sie nicht aufgepasst hatten, nur ihre grossen Zehen blieben lebendig, wegen der Lust.

Sie wusste, Ava wünschte, sie lächelte jetzt. Hätte sie das Lächeln, sie sähe im Bild der weissen Tempelstadt oben im Fels den Tempel, das Zeichen des Orts.

Doch ihr Blick schweifte zurück auf die Anordnung von Hütte, Gärtchen, Fels. Die Augen tränten nicht, sie sah noch immer die über das Augeninnere laufenden Bilder, durchlaufende Negativaufnahmen des Fotofilms, ätzend, verletzend, Bild um Bild; die bösen schwarzen Augen jetzt hell, weiss die Haut und die Haare, dunkel die Brüste, der Bauch hell mit einem weissen Nabelpunkt, die Möse als helles Etwas, überlichtet, verfremdet, gestylt, geschönt; verzerrt durch die Technik des Fotografen, dem sie sich dargeboten hat. Die schwarzen Negativteile als Löcher, ein Herausreissen der Form in der Wiedergabe des Raums dazwischen, die Zerstörung ihres Körpers.

Sie wollte das nicht. Sie vermochte sich nicht dagegen zu wehren, eine sich windende Bildrolle aus Lichtreflexen ihrer Körperteile als durchsichtiges Lichtbild wahrzunehmen, traumhaft aufleuchtend vor der Realität der Wiese, der Hütte, der Felswände, die Bewegung zu einem aufsteigenden, sich bedrohlich drehenden anschwellenden Wirbel mitzumachen; ihre Körperteile wurden im Sturm hochgerissen, wegschleudert. Sie musste ihre eigenen furchtbaren Augen sehen, noch und noch, roch den ekelregenden Geruch von fauligem Fleisch, von Blut.

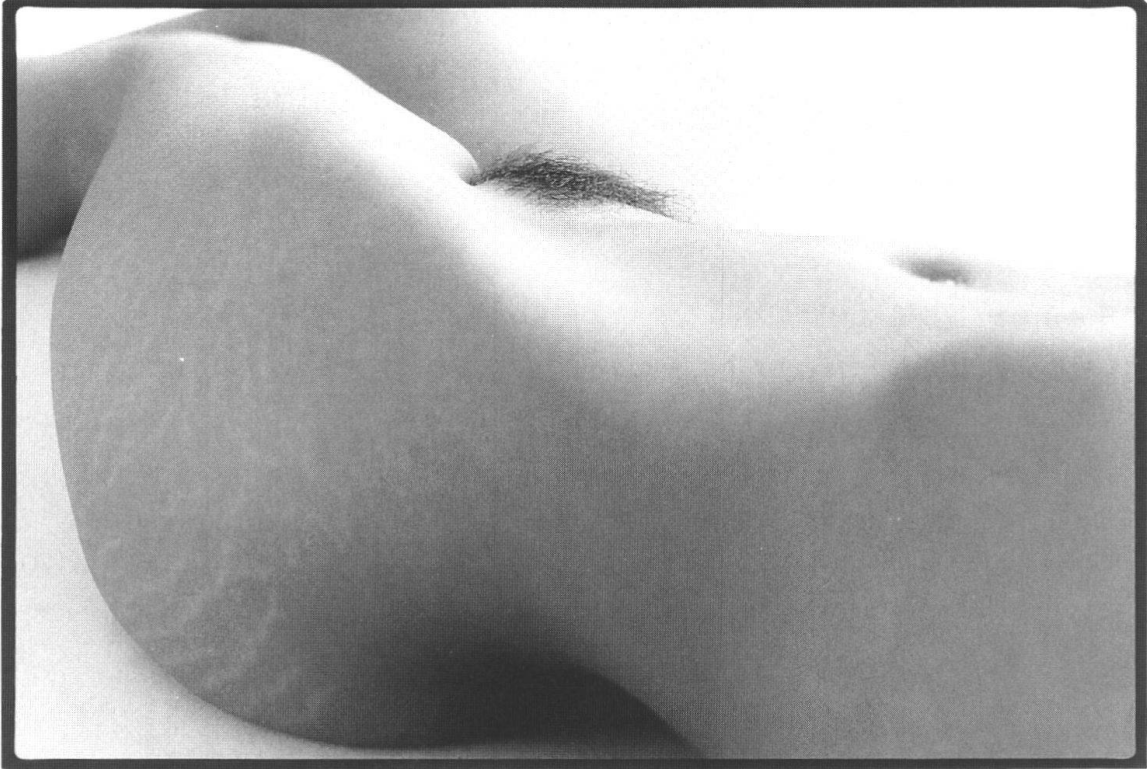
Da war kein Lächeln möglich. Hohngelächter in den Ohren, betrat sie die noch helle, warme Felskapelle, steckte mit leblosen Fingern Gebetskerzen an, starrte dumpf auf die weich flackernden Schatten, die den Altar, die Marmorstatuen, die Felswände überzogen.

Sie kniete sich in eine der schmalen Kirchenbänke, konnte den Blick nicht abwenden von der Statue der ver mummten Frau mit Kamm und Krug, den Kennzeichen der Göttin. Doch diese hier trug das Gewand einer Nonne, wie sie sie aus ihrem Heimatland kannte, die Haare verdeckt, eine Frau ohne Brüste, ohne Bauch, alterslos, geschlechtslos. Ava zu Hause verspottet die christlichen Nonnen als willfährige Dienerinnen der Priestermacht.

Avas Stimme klingt weich und besorgt, geh den Europäern nicht zu nah, sie erniedrigen dich, saugen dein Mark aus, werfen dich weg.

Das könnte stimmen.

Sie betrachtete diese von Tüchern verdeckte Gestalt, die hier traditionsgemäss eine Frau darstellt, diesen wandelnden Turm, das Idealbild der Frauen auf dem



Altar. Es läge nicht an den Kleidern, es läge an dem, was nicht da sein dürfte, die Leere; es wäre das, wovor sie weggelaufen wäre: diese Art des Sehens, die die Linie einer Brust zu einem Bachkiesel erstarren lässt, den Bauch zu einem nach innen gewölbten Gletscherstein härtet. Da dürfte es keine lebendige Frau geben, unter dem Kleid so wenig wie in der Fotografie. Da dürfte nichts sein, das an Leben denken liesse, keine Herausforderung zur Lust, keine Freude an einem werdenden Kind, weder eine volle noch eine schlaffe Brust, ganz sicher nirgendwo eine Hautfalte. Das Bild der Angst vor dem Wachsen und Vergehen in der Zeit.

Ein europäisches Bild der Liebe, ohne Schwitzen, ohne Lachen, keine Schreie, weder in Lust noch in Schmerz. Da gibt es keinen Saft, keinen Schleim, entsprechend keinen Geruch. So soll das Leben sein.

Es genügen ihnen die umflorten Augen, der weiche Blick, den nur dunkle Augen widergeben, da der Rand der Pupille nicht zu sehen ist. Da ist keine Schärfe darin zu lesen und kein Widerspruch, keine Wut. Ihre Pupillen haben diese Grösse bei der Lust. Ava schlug sie für den teilnahmslosen Ausdruck dieses Gesichts, in dem keine Liebe strahlt, keine Hingabe, nicht der Schein eines Lächeln.

Hat der Fotograf sie nicht in die entsprechende passive Haltung gedrängt, liegend, nackt, seinen Augen ausgeliefert, nur ja nicht bedrohlich; dass sie Objekt war, sein Kunstgegenstand.

Avas trockene Stimme, sie hat sie gewarnt, Nacktheit bedeutet hier Schutzlosigkeit, Hilflosigkeit, Verletzbarkeit. Die schlagen drauf, missbrauchen, unterwerfen. Die brauchen den Rausch von Herrschaft und Macht.

Sie starrte auf dieses Marmorbild, auf Krug und Kamm, Kennzeichen der ägyptischen Isis, der Göttin des Lebens wie des Todes, wie sie auch in ihrer Heimat verehrt wird. Deren Tempeltänzerinnen, die in den Prozessionen Krüge und Kämmen trugen, waren ganz selbstverständlich auch Liebesfrauen, ihre dunkle Haut war durch weisse Schleiergewänder hervorgehoben. Tücher könnten hier ein Zeichen der Klugheit sein, dazu verwendet, Verbotenes zu verstecken.

Sie sass in der Bank in der wachsenden Dämmerung, und es erstaunte sie nicht, die Heilige die Haubentücher lösen zu sehen, in ein herausfordernd lachendes rosiges Gesicht, auf einen vollen Mund zu blicken. Auch die Manteltücher glitten auf den Altar. Sie stand da, etwas grösser als vorher, eine üppige Frau mit vorgewölbtem Bauch, prallen Schenkeln, weichen rosigen Brüsten, anstelle des Tuchs ringelten sich kupfergoldene Locken, die sie sich reckend schüttelte.



Etwas erstaunte es sie doch, die helle Freja dastehen zu sehen, da sie die dunkle Isis erwartet hatte. Doch sie erinnerte sich, Freja stellte sich in die selben Rechte, denn da war doppelt betrogen worden. Der Isis hatte man Krug und Kamm genommen, der Freja die heiligen Orte, beiden das Leben wie den Tod. Man hätte ihre Kraft zu brechen gesucht durch Verleumdung, hätte ein Gespenst an ihre Stelle gesetzt, eine Frau, die vom Nil gekommen sei, eine fraglos Dienende, eine Zombie, wie Mönchlein sie sich aus den Federkielen zu lutschen beliebten. Mit Folter, Schwert und Scheiterhaufen hätte man die alten Bräuche ausgelöscht. Geblieben wären die Zeichen, das Krüglein, der Kamm, der Anklang an ihren Namen, Freyja, Frej, Frene, Freeli, Fre, und dies auch bloss dank der Vermummung.

Freja lächelt, auch sie wäre nichts weiter als ein Bild, ein Name für die Kraft des anderen Pols, der sich nicht aus der Welt schaffen liesse.

Es wäre an der Zeit, die Freude am Leben, die Lust, das helle Lachen zurück-zuholen.

Sie wird vom eintretenden Fremden überrascht, einem schmalbrüstigen, hellhäutigen Mann mit wehenden dünnen hellen Haaren, wasserblauen Augen, weissen Augenwimpern, blassen scharf gezeichneten Lippen, einem Durchsichtigen.

In seinem reglosen Blick liest sie den Tod. Das macht sie geduldig.

Verena auf ihrem Podest ist mit der Nonnentracht bekleidet.

Er könnte irgendeiner sein. Sie alle wollen sich doch mit ihr verabreden, böte sich bloss die Gelegenheit, denn sie können sich dies als einzigen Zweck ihres Hierseins vorstellen. Bei einer braunen Frau setzen sie sowieso die Verfügbarkeit voraus. Er wäre der Gönner, sie würde dankbar sein für die paar Franken.

Also folgte er ihr.

Sie fühlt einen warmen Lufthauch, der von der Höhle hinter dem Altar herrührt, zwinkert den Rauch der Kerzen weg, blinzelt, riecht warme Feuchtigkeit.

Gönnerhaft liesse er sie an seiner Geschichte teilnehmen. Sie meint, seine Stimme zu hören, wie er von der Frau in der Lokaltradition der Legende spricht, jener Frau, die hier in der Höhle gehaust haben soll mit Kamm und Krug, die, wie er hämisch betont, die Geliebte des römischen Legionärs war, der zu seiner Zeit unten in der Stadt geköpft wurde. Die Frau interessiere ihn nicht. Da sie in keiner der frühen Chroniken auftauche, scheine sie eine spätere Erfindung zu sein, der Volksfrömmigkeit zulieb. Von Interesse seien die Statuen, die Inschriften, die Ausgestaltung des Orts zur Eremitage. Seine Begeisterung gilt jenen, die diese Stätte zur heutigen Form stilisierten.

Sie könnte ihn auslachen, weiss sie doch, dass er absichtlich lügt, dass auch er wie das Mönchlein wissentlich nur einen Teil der Geschichte erzählt.

Wehe den Frauen, die hier zu lachen wagten. Sie fühlt Avas warnende Nähe, denn er gehört zu jenen andern, die den Ort, an dem Leben gezeugt wurde, für sie zum Grab, zum Ort des Todes, des Grauens gemacht haben. Zu ihrer Macht musste die Lust vergehen.

Deshalb ist er bestimmt.

Sie sieht seine Henkeraugen, fühlt Hitze, sieht Flammenbilder, meint ersticken zu müssen in Rauch. Wann war es, dass ein Mönch in der Hütte gelauert hat, die Frauen bei ihren Bräuchen nackt zu sehen, sie zu zwingen und anschliessend trotzdem anzuzeigen, Folter und Scheiterhaufen auszuliefern.

Da ist rote Wut.

Avas schauerliches Lachen füllt die Kapelle, jetzt ist es Zeit.

Sie hört Avas forderndes Singen von den Opfern, die rituell der Göttin gebracht wurden, Früchte, Steine, Tiere, Menschen. Ava singt die barbarischen Riten der Christen, sie singt die Millionen gefolterter, gereinigter, zerstückelter und verbrannter Frauen und Ketzer, deren Schreie von den Felswänden hallen, in den Höhlen verklingen.

Avas Singen ist Wut und Grauen, es ist der Gesang von den Kriegen, die in Wellen über die Erde gezogen werden, Bekehrungs-, Glaubens-, Rassen-, Eroberungs- und Weltherrschaftskriege.

Ava singt die weisse Stadt im Berginnern. Den Ort des Friedens, der Wärme wie der Dunkelheit.

Träumend hat sie zu tanzen begonnen, hat eingesetzt mit heller Sopranstimme. Sie singt und tanzt träumend mit Ava, jauchzt, lästert, Freja, die lockende starke Frau, die Göttin der Liebe, der Frauen, der Katzen und der Schweine; sie singt schmetternd wie die Göttin sänge, führe sie in ihrem von den Katzen gezogenen Wagen hinauf in die Lüfte. Sie meint von Grunzen, Mauzen, Schnauben und Kreischen begleitet zu sein, wechselt zur glasklaren Oberstimme in eine Helle, wie er sie nie gehört hat.

Ihre Stimme bricht ab in der Höhe, verhallt. Sie stellt sich im Kerzenlicht vor ihn, sucht im flackernden Widerschein in seinen Augen die Frage zu lesen, die er nicht kennt, nicht stellen kann.

Sie fasst ihn an der Hand, führt ihn hinter den Altar, an der Gruft vorbei, in die Höhle hinter der Höhle, zum Felsschacht. Er achtet den Ort nicht, will die Frau,

fühlt die Frau. Sie redet im beruhigenden Singsang, du könntest ja mein Junge sein, mein Kindchen, das ich gebären und stillen werde, die Welt ins Gleichgewicht zu wiegen.

Von hinten legt sie die eine Hand über seine Augen, drückt seinen Kopf an ihren nackten Bauch, er hält still. Sie spürt Avas Hand, die ihr Handgelenk fasst, fühlt die Hand am schmalen scharfen Dolch von Avas Hand geführt.

Rasch und tief zieht sie den Schnitt, unter dem Kehlkopf durch schräg über den Hals zum Ohr.

Sie fühlt ihn erschlaffen, lässt los, hört den dumpfen Aufschlag des Körpers in der Tiefe.

Im Dunkeln sitzend den Morgen zu erwarten.

Sie steht oben an der Steintreppe, blickt über den Weg, den Bach, die Hütte, den Obelisken, das Tor.

Sie hält die geöffneten Hände in die feuchte, heute so blaue Morgenluft; diese als grosse blaue Kugel jetzt zwischen den Händen zu fühlen, zu halten, damit zu spielen. Sie hochschnellen lassen in die hohe Helle oben über den Felswänden.

